

Nr. 265 Bromberg, den 18. November 1932.

Mandus Frixens erste Reise

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

(16. Fortsetzung.) ———

Das Boot wurde zu Wasser gelassen mit Andres Ochwatt am Ruder und Tetje und Jakob an den Riemen. Es tanzte immer weiter hinaus in der Richtung auf den Rettungsring. Bald verschwand es hinter den Schaumkämmen, bald tauchte es wieder auf. Tetje und Jakob stellten die Riemen hoch und schwenkten sie hin und her. An dem einen hing der Rettungsring, auf dem andern saß die blaue Schiffsjungenmütze. Ganz deutlich zählte Jonni vier Köpfe im Boot. Sie hatten ihn. Gott sei Dank!

Mit langen Schritten schwankte Jonni davon und verschwand in die Kajüte, um sich durch eine größere Geneverration zu stärken.

Danach schwur er sich einen heiligen Eid, den verteufelten Jungen für immer links liegen zu lassen.

„Mag aus ihm ein Seemann werden oder nicht!" knirschte Jonni beim fünften Gläschen. „Ich hab' meine Schuldigkeit getan, ich hab' mein Wort gehalten. Ich hab's satt! Mehr kann man von mir nicht verlangen. Wenn er nicht schwimmen könnte, wär' er nicht über Bord gegangen. Ich hab' ihm das Schwimmen nicht beigebracht. Verdammt noch einmal!"

Mandus war zwar nach Andres Ochwatts Wink gesprungen, doch nicht über Bord, sondern ins große Boot. Im Sprung hatte er der altersschwachen Persenning ein Loch beigebracht und war darin verschwunden. Im Boote, bedeckt von der Persenning, war er über Bord gelangt, und Tetje und Jakob hatten ihn erst auf Befehl gefunden! Da er aber noch immer keinen nassen Faden am Leibe hatte, mußte er doch noch über Bord. Jeder tauchte ihn dreimal.

„Das ist deine Linientaufe!" rief der Drittelsonkel und zog ihn wieder ins Boot.

Triefend kam Mandus an Bord und ins Logis zurück.

„Na, wie hat der Äquator geschmeckt?" fragte Greggers lachend.

„Ganz schön!" antwortete Mandus. „Bloß ein bißchen bitter."

Und als Tetje und Jakob erst die ganze Wahrheit verrieten, lachten sie alle, daß die Back wackelte.

An diesem Tage aß Jonni keinen Bissen. Er lag in der Koje, spielte den Kranken und nährte sich von Genever. Und so brauchte Mandus ihm diesmal auch nicht die Sonntagsstiefel zu putzen.

Hinter der Linie.

Als Mandus Montag morgen mit dem Frühstücksbrett in der Kajüte erschien, saß Jonni schon wieder auf dem Sofa, und seine Laune zeigte auf Windstärke elf.

„Raus!!!" pläkte er wie ein Feuerkalb. „Scher dich zum Kuckuck, du widerhaariger Schandfleck! Pfui Deibel! Ein Kerl, der über Bord fällt. Mir aus den Augen! Ich will dich nicht wiedersehen! Keinen Schritt tust du wieder über diese Schwelle!"

„Na schön!" lachte Mandus übers ganze Gesicht und war mit einem Freudensprung draußen.

Er meldete sich beim Koch ab, der sich brummend ins Unvermeidliche fügte, und ließ sich dann von Andres Ochwatt als letzte Nummer in die Steuerbordwache einreihen. Jonni wurde gar nicht erst gefragt.

Andres Ochwatt drückte Mandus zunächst einen Marlpfriem und zwei Tauenden in die Hand und weihte ihn in die Kunst des Spleißens ein. Dann lernte er das Auge anspleißen und die Kausch einsetzen. Er wußte auch bald die runde Kausch von der Spitzkausch zu unterscheiden. Auch blieben ihm die tiefgreifenden Unterschiede der äußeren und der inneren Klünsch nicht länger verschlossen. Er verstand auch bald ein Tau ordnungsmäßig an der Klampe zu belegen, verwechselte nicht mehr den doppelten Blockhaken mit einem Schäkel, und die Bezeichnungen Trompetensteek, Kreuzsteek, Kneifsteek, Webeleinsteek, Pfahlsteek, Marssteek und Flaggensteek blieben ihm nicht länger leere Schälle.

Andres Ochwatt freute sich über die Wißbegierde und Lernlust seines zukünftigen Drittelsneffen, ließ ihn an alles heran, schickte ihn hierhin und dorthin und kletterte sogar mit ihm in den Riggen herum. Und bald war die Lücke, die Menno Pickenpacks Flucht gerissen hatte, zur Zufriedenheit der ganzen Steuerbordwache ausgefüllt. So eroberte sich Mandus im Handumdrehen das Achterdeck. Und wenn Jonni schlief, durfte er sich hin und wieder sogar ans Ruder stellen.

Längst lag die nördliche Passattrift hinter ihnen. Die Schweinchen wurden immer größer und fetter. Die Hühner legten und gackerten um die Wette. Jetzt saß die Fortuna im Kalmengürtel mit seiner Bruthitze, seinen Windstillen und seinen tropischen Regenstürzen. Wochenlang bekamen sie kein anderes Fahrzeug zu Gesicht. Erst als sie die Dampferstraße nach Brasilien schnitten, begegneten sie einigen Paketbooten und Trampern.

Jetzt machte auch Mandus die genaue Bekanntschaft mit dem internationalen Flaggen-Abc und erlernte die Kunst des Signalisierens. Weiterhin wurde er von Jakob, dem Beutelnäher, in die Geheimnisse der Segelmacherei eingeweiht. Mit einem Segelhandschuh und einer dreikantigen Stahlnadel bewaffnet, mußte Mandus einem Rostloch im Reservebramsegel zu Leibe gehen.

Greggers hüstelte noch immer. Andres Ochwatt, der den Pflasterkasten und die Medizinpullen unter sich hatte, gab ihm auf Jonnis Befehl Brusttropfen. Aber sie halfen wenig.

Die unsteten Winde und die unregelmäßige Stromversetzung erschwerten die Kurshaltung. Die Fortuna machte durchschnittlich zwei Knoten, das heißt, sie kroch wie eine Schnecke. Die allgemeine Stimmung sank noch schneller als der Stand des Genevers und noch tiefer als das Quecksilber im richtigen Barometer. Ein paar Tropengewitter kamen und gingen mit schwächlichen Böen vorüber. Sogar der Labkaus wollte nicht mehr schmecken.

„Wir kriegen eine Brise!" meldete Tetje an der Back und griff sich an die linke Wade.

„Smutje!" rief Jan durchs Schiebefenster. „Soll ich dir morgen ein Schweinchen abstechen?"

„Hurra!" schrien alle wie aus einem Munde. „Frisches Fleisch!"

Smutje versprach, bei Jonni anzufragen.
„Das ist ein guter Gedanke!" nickte Jonni zerstreut und blätterte weiter im Schiffsjournal.
Aber das Schweinchen wurde nicht geschlachtet, denn am nächsten Morgen ging die Sonne knallrot auf und beleuchtete im Westen eine kleine, knollige, dunkle Wolke.
„Sieh so!" sprach Andres Ochwatt zu Mandus und kratzte sich hinterm linken Ohr. „Das gibt einen aus des Satans Muskiste!"
Dann warf er das Logscheit aus, und Mandus durfte das Logglas umdrehen. Knapp drei Knoten brachte die Fortuna zustande, sie hatte somit die Schnelligkeit eines lahmen Karrengauls erreicht.
Die Wolke im Westen wurde dunkler und wuchs. Nun sah sie schon aus wie eine Faust, die sich drohend emporreckte. Bald hatte sie die Sonne erreicht. Detlef, der am Ruder stand, drückte sich die Mütze fester auf die Ohren.
Die Sonne verschwand plötzlich, als hätte sie ein Riese in die Tasche gesteckt. Jetzt nahm die Wolke schon den halben Himmel ein. Wie schlaffe Beutel hingen die Segel. Das Schiff stampfte wild und unregelmäßig, denn See und Dünung scherten sich spitz durcheinander. Nun kam der erste Luftstoß von Westen. Er fuhr in die Leinwand, pfiff an den Hoofdtauen auf und ab und starb. Der zweite war schon ungestümer. Er vermochte die Segel zu blähen, aber dann sanken sie wieder zusammen. Der dritte Windstoß aber blieb in ihnen hängen, daß sie sich prallten. Stetig wuchs seine Kraft, und die Pardune sausten und surrten unter seinem steigenden Zorn wie straffgespannte Darmsaiten. Wie fernes Glockengeläute klang es. Sogar dem Koch war die Sache nicht mehr geheuer, und er streckte die Nase aus der Kombüse.
Plötzlich sprang der Sturm wie ein fauchender Löwe in die Leinwand, daß die Fortuna weit überholte und Jonnis Geneverflasche ihre Standfestigkeit verlor.
„Reefe! Reefe!" brüllte Andres Ochwatt.
Und die Freiwache fuhr schleunigst aus Kojen und Logis.
Aber Jonni, der gleichzeitig an Deck erschien, um sich die Wolke anzugucken, winkte ab.
„Bei der Brise reefen wir noch lange nicht!" rief er laut.
„Ich lehne jede Verantwortung ab!" erklärte Andres Ochwatt hitzig.
„Das ist das Gescheiteste, das du tun kannst!" nickte Jonni sehr trocken.
„Das ist keine Brise mehr!" schrie Andres Ochwatt gegen den wachsenden Sturm an. „Das Großseil muß herunter!"
„Das Großseil bleibt!" befahl Jonni und stellte sich neben den Kompaß.
„Es ist morsch und hat Rostflecken!" begehrte der Steuermann auf.
„Ach was, Schiet!" knurrte Jonni dawider. „Es wird schon halten. Wir sind lange genug gekrochen. Ich übernehme das Kommando. Jetzt will ich dreizehn Knoten segeln!"
Da stäubte der erste Brecher über die Verschanzung.
Andres Ochwatt gab achselzuckend nach und ließ sich von Mandus das Ölzeug holen.
Den Jungen sah Jonni nicht an. Er pflegte sich erst wasserdicht zu machen, wenn es von oben und von unten zugleich in Strömen goß.
Am Ruder stand Karsten Kiekbusch. Sein Ölmantel triefte bereits vom allerbesten Süßwasser, aber innerlich war er so trocken wie eine geräucherte Scholle.
Mandus blieb an Deck, bis der dritte Brecher über die Verschanzung kam.
„Zur Koje!" befahl Andres Ochwatt.
Und Mandus gehorchte, wenn auch nicht gern.

Wie ein Taschentuch.

Die ganze Freiwache, bis auf Greggers, lag angekleidet in den Kojen, aber keiner schlief. Mandus in seiner Querkoje stand halbwegs auf dem Kopfe, denn seine Füße lagen durchschnittlich anderthalb Fuß höher als sein Kopf.
Das also ist Sturm! dachte er so kaltblütig, wie eine ganz richtige Wasserratte und beguckte sich begierig die Lampe, die sich wie ein kreisender, quietschender Perpendikel benahm.
Darunter hockte Greggers auf seiner Kiste und hustete.
„Wie er sie wieder knüppelt!" seufzte er.
„Er wird dich um Erlaubnis fragen?" rief Detlef.
„Wenn das man gut abläuft!" murrte Greggers.
„Mach du deine Großmutter graulen!" knurrte Tetje.
„Leg dich lieber lang, Greggers!" riet ihm Jakob. „Du hast es wieder bös auf der Brust."
Greggers jedoch schüttelte den grauen Kopf und hustete weiter.
Klatsch! machte es draußen gegen die Tür auf Steuerbordseite, als schlüge jemand mit einem nassen Bramtuch dagegen. Heftiger schaukelte und schrie die Lampe. Das Gespräch wurde nicht wieder aufgenommen. Mandus lauschte mit gespanntester Genauigkeit auf die Geräusche, die sich von draußen meldeten. Es zischte, fauchte, stöhnte prasselte, polterte und knirschte, daß das ganze Logis bebte. In ganz regelmäßigen Zwischenräumen stieg und fiel dieses stürmische Wüten. Die See rollte in rasenden Stößen heran. Was den Weg unter dem Schiff hindurch nicht fand, sprang darüber hinweg. Dieser ungestüme, noch immer wachsende Drang aus Westnordwest hatte die nordöstliche Passatdünung längst überwunden und ausgewischt. Stetiger, aber auch schärfer wurde das Rollen des Schiffes.
Plötzlich war es Mandus, als stände er auf dem Kopfe. Er setzte sich auf. Greggers hockte noch immer regungslos auf der Kiste, den grauen Kopf in den Händen, die Ellenbogen auf die Back gestützt, und sah aus, als ob ihn jemand unausgesetzt schüttelte. Das Husten hörte man nicht, so groß war der Lärm Neptuns.
Da legte sich die Fortuna wieder hart auf die Backbordseite. Mandus sprang unwillkürlich aus der Koje und wollte sich auf die Beine stellen, mußte sich aber auf seine Kiste fallen lassen.
„Daß er immer mit dem Großseil fährt!" winselte Greggers kopfschüttelnd.
„Wer soll es denn bei dem Schietwetter herunterkriegen?" rief der Segelmacher.
„Keine hundert Pferde!" brüllte Tetje. „Aber dreizehn Knoten Fahrt! Das macht ihm keiner nach!"
„Lieber zehn Knoten und mit heilen Knochen heimkommen!" jammerte Greggers.
„Du bist zu alt für die christliche Seefahrt, Greggers!" erklärte ihm Tetje und kam hoch, um sich die Pfeife frisch zu stopfen. „Du hast eben keinen Murr mehr in den Knochen. Warum bleibst du nicht an Land und setzt dich zur Ruhe? Du hast doch genug auf der Sparkasse!"
„Wenn die Ladung übergeht, können wir alle Salzwasser saufen!" beharrte Greggers auf seiner Schwarzseherei.
„Quatsch nicht, du Miesmacher!" donnerte Tetje. „Die Ladung hab' ich selbst verstaut."
„Die geht nicht über!" stimmte Mandus bei.
„Siehst du, altes Roß!" brüllte Tetje. „Der Junge ist auf unserer Seite. Die nächste Reise nehmen wir dich nicht mit. Da bleibst du an Land!"
„Was soll ich an Land?" hustete Greggers. „Dort bin ich nicht zu Hause!"
Damit senkte er den Kopf auf die Hände und schloß die Augen.
Mandus legte sein Kopfkissen ans Fußende des Bultsackes und kroch wieder in die Koje. Nun war seine Lage trotz des Sturmes erträglicher, und schließlich fielen ihm doch die Augen zu.
Er erwachte um Mitternacht, als die Wache abgelöst wurde. Zu diesem Zweck erschien Andres Ochwatt im Logis.
Zuerst rüttelte er den an der Back eingeschlafenen Greggers wach.
„Marsch in die Koje!" befahl er. „Du bist krank!" Der Junge kann deine Wache gehen, der muß das Spülwasser auch mal schmecken. Schlaf dich aus!"
Sogleich war Mandus auf den Beinen und zog aus der Kiste das nagelneue Ölzeug, um es einzuweihen. Als er das Logis verließ, holte die Fortuna so stark über, daß er wie betrunken gegen die Verschanzung taumelte. Mit Brausen und Tosen gingen Luft und Wasser ineinander auf. Von allen Seiten fühlte er die Nässe mit Wutgewalt auf sich einschlagen. Nur ganz langsam, Schritt für Schritt, kam er vorwärts. Von oben stürzte es in Strömen, von unten her sprühte und klatschte es, wie aus riesigen Mulden, und der Sturm fuhr mit Heulen und Knattern dazwischen und stachelte den Wirrwarr zu zügelloser Tollheit.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bordhund.

Skizze von Helene Kaminski-Königsberg.

Matrosen standen vor der kleinen Seemannsschenke und trommelten mit den Fäusten gegen die verschlossene Tür. „Mach auf, Vater Holder, wir wollen noch einen Trunk haben — mach auf, Käpten!" Heut war mal wieder der Tag, an dem Vater Holder Tür und Fenster verschlossen hielt, wie in jedem Jahr einmal, keinen einließ, keine Antwort gab, wer da auch pochen und rufen mochte. „Ich will auch mal einen Tag meine Ruhe haben und keine Blaujacken sehen", gab er zur Antwort, wenn man ihn fragte. Aber sie glaubten ihm nicht, denn Vater Holder liebte seine Matrosen wie Kinder; und wer da Rat brauchte, fand ihn bei Vater Holder, und wer Hilfe brauchte, fand sie auch bei Vater Holder. Nur eben diesen einen Tag im Jahr verschloß er sich ihren Freuden und Klagen. „He, Vater Holder", rief einer laut gegen die Tür, „bist nun bald an die siebzig und hast viel vergessen, was dir im Leben geschah, vergiß auch, was dir an diesem Tag geschehen ist, was Gutes wird's ja nicht gewesen sein, red's dir von der Leber, Vater Holder. Wir gehen auf lange Fahrt und wollen noch einen Abschiedstrunk in der Heimat nehmen, mach auf!" —

Da wurde der Riegel zurückgeschoben, und Vater Holder stand in der Tür. Die Matrosen drängten lachend an ihm vorbei. Den, der gesprochen hatte, hielt er an der Jacke fest. „Recht hast du, Junge, mein alter Kopf hat schon soviel vergessen, da soll auch das Bitterste mit dieser Stunde vergessen sein; es tut nicht gut, über schwere Stunden nachzusinnen. Kommt Jungens, trinkt und eßt, heute seid ihr Vater Holders Gäste."

Da saßen sie nun um den runden Tisch, und Vater Holder tischte auf, was seine kleine Schenke nur hergeben wollte. Als alle satt waren und die Groggläser dampften, zogen sie den Alten in ihre Mitte. „Nun vertell, Vater Holder! Man soll nichts halb tun."

„Ja, Jungens, heute ist es gewesen vor manchem Jahr und hat mir am Herzen gefressen Tag um Tag. Denn wer wie ich nicht Weib und Kind hat, nicht Schwester und Bruder, der verliert viel, wenn er den einzigen Freund verliert. Hier, von diesem will ich euch erzählen." Er zeigte ein Bild reihum, auf dem ein weißer Spitz klug in die Welt sah. „Von diesem Hund will ich erzählen, der mein Freund war, und von meinem Freund, der ein Hund war — ein Hundsfott, Jungens!!" Die Fäuste des Alten ballten sich. „Ja, der Pitter Buttenschön stammte aus dem Hamburgischen und war mein Freund. Wir haben alle Meere zusammen befahren, und der Heuerbaas hatte seine liebe Not mit uns. Wir wollten nur auf dem gleichen Schiff anheuern, und wenn's schon nicht ging, auf Schiffen, die den gleichen Hafen anliefen. Wir haben zusammengehalten in Freud und Leid. Aber man bleibt nicht immer jung, die Knochen wurden morsch, und da zog es mich mit Allgewalt zur Heimat — der Pitter fuhr weiter auf See. Ich hatte genug beisammen, um auf einen guten Kahn die Anzahlung zu leisten. Auf Land wollte es mir nicht behagen, und wenn ich als Binnenschiffer gewissermaßen auch nur auf Tümpeln herumfuhr, es war doch wenigstens Wasser. Zu einem Binnenschiffer aber gehört ein Skipperke. Ihr Meerfahrer wißt nicht, was das ist, ich habe es damals auch nicht gewußt. Skipperke nannte man den Bordhund, den jeder Binnenschiffer auf seinem Kahn hat. Klug und treu ist ein Skipperke — ich hab's erfahren. Der Schiffer kann ruhig mal druseln — der Bordhund wacht und gibt Laut, wenn sich was Ungewöhnliches zeigt. Mein Skipperke war ein weißer Spitz und hieß „Pfiff".

Nun stand da eines Tages wie vom Himmel gefallen der Pitter Buttenschön vor mir. Statiös sah er nicht gerade aus, abgerissen und elend. Aber es kann nicht jeder Glück haben in der Welt. Ich war bloß glücklich, daß ich ihn wieder hatte, und das Leben bekam für mich wieder einen rechten Sinn. Er wurde mein Bootsmann, und als wir so ein Jahr in Frieden und Freundschaft zusammen gefahren waren, sagte ich zu ihm: Pitter, du bist allein, ich bin allein — was soll werden, wenn einer von uns zur letzten Fahrt abmustert? Ich meine, was soll aus dem Kram werden, den wir hier zurücklassen müssen? Ich schlage vor, du bist mein Erbe, ich bin dein Erbe. Er schlug ein.

Es wurde viel gebaut hier in der Gegend, und wir hatten gute Lohnfrachten, Ziegel, Holz und Mörtel. Es war an diesem Tag vor manchem Jahr. Ich wollte erst im Morgengrauen übers Haff. Der Pitter aber drängte auf die Fahrt am Abend. Ich ließ mich überreden, und wir warfen los. Das Wetter war unsichtig. Der Nebel kam mit Gewalt auf, und wir verbiesterten ganz und gar und mußten fürchten aufzurennen, denn auf dem Haff ist es nicht wie auf dem Meer, wo ein paar Striche rechts oder links nichts ausmachen."

Vater Holder atmete schwer. „Holt neuen Grog, Jungens! Es wird mir doch schwer, den Pitter so anzuklagen. Aber er ist lange tot, von den Grenzern beim Paschen abgetan, und kann keinen Schaden mehr davon haben. — Ich stehe also und neige mich über die niedrige Reling, um Sicht zu gewinnen, da packt mich der Pitter in den Kragen und gibt mir einen richtigen Stoß vorwärts. Ich will noch gerade rufen: „Mensch, bist du des Teufels, beinahe wäre ich kopfüber zu Wasser gegangen!" — da bekomme ich einen zweiten Stoß und liege im Wasser. Das war gewiß kalt, aber was mir da übers Herz kroch, war kälter. Ich habe nicht gerufen — ich habe die Fäuste geballt und gefleht: Himmel, laß dem Hundsfott das schändliche Werk nicht gelingen! Die Lichter waren gelöscht. Von meinem Kahn sah ich kaum mehr etwas. Da fuhr es wie ein weißer Streifen auf mich zu — der Skipperke, mein Skipperke war über Bord gegangen und suchte mich. Ich fuhr ihm mit der Hand über das nasse Fell. Ja, Skipperke, wir haben dem nassen Tod manchmal ins Auge gesehen — auch das Haff kann tückisch werden und hochgehen. Nun ist es eben soweit . . . Da war der Hund verschwunden! Ich weiß nicht, wie lange das so gedauert hat, da war es mir, als wenn ich aus langem Schlaf erwachte. Ich hörte den Skipperke bellen, jaulen, kläffen, die Stimme überschlug sich. „Land — Land!" durchzuckte es mich. Ich hielt auf das Kläffen zu. Nach kaum zwanzig Metern spürte ich Schilf. Ich lag ausgepumpt an Land. Der Skipperke umkläffte mich, leckte mir Gesicht und Hände, biß mir in die Jacke vor unmäßiger Freude. Da habe ich das Tier in die Arme genommen, und wir haben uns guten Tag gesagt im neugewonnenen Leben. Naß war ich ja, was machte es, wenn ein paar Tränen noch dazu kamen!"

Vater Holder schwieg. Die Matrosen ließen das Bild von neuem kreisen und sahen „Pfiff" in die klugen Hundeaugen. „Prost, Skipperke!" sagten sie mit gepreßten Stimmen. — „Ja", fuhr Vater Holder fort, „den Kahn haben wir am nächsten Tag geborgen, dicht am Ufer aufgerannt. Geld und Wertsachen waren verschwunden, der Handkahn auch. Die Grenze ist hier nah. Ich habe Pitter nicht gesucht, mag der Himmel mit ihm abrechnen!"

So schloß Vater Holder und reichte den Matrosen reihum die Hand: „Prost, Jungens, und auf die Fahrt gebe ich euch den Spruch meiner Heimat „Gut Glück, hin und zurück". Und vergeßt mir Vater Holder nicht!"

Palten nimmt Abschied.

Skizze von Gerd Laud.

Über vier Parkettreihen ist eine Brücke gebaut — die Kommandobrücke. Fernsprecher und Schreibmaterial, ein Rotstift vor allem, und mit Regieanordnungen vollkommen bedeckte Bogen befinden sich darauf. Der Meisterregisseur hat die erste Probe angesetzt. Nach zahlreichen Zwischenfällen zwischen Karl Wallfried, dem großen Regisseur, und den Darstellern der Hauptrollen, dem berühmten Walter Palten und der jungen Luzie Litten, neigt sich die Probe ihrem Ende zu.

Dies Ende des letzten Akts stellt unerhörte Anforderungen. Es ist ein Abschied, bei dem kein Wort gesprochen werden darf, ein stummer Abgang, der mehr als alle Worte durch beherrschte Gebärden das Unwiderrufliche, das Unabwendbare der Schicksalswende im Leben der beiden Menschen dartun soll. Wie das Drama durch drei Akte von unerhörter Spannung nichts sein soll als ein Fragment, so soll dieses Ende den Zuschauern vollends die Tatsache der Episode klarmachen, die heftige Liebe der beiden zueinander, die

Unwiederbringlichkeit des Geschehenen, das gänzlich Ungewisse des ferneren Schicksals der Liebenden, das sich nun trennt in zwei Menschenwege . . . Dieser Aktschluß ist eine Leistung des Meisterregisseurs, die ihren Eindruck nicht verfehlen wird.

Noch einmal bittet Wallfried die schon ganz im Banne ihrer Rolle stehenden Schauspieler an die Rampe der notdürftig erhellten Bühne, noch einmal greift er zum Fernsprecher, um die Bühnenarbeiter im Bühnenhause um größtmögliche Ruhe zu ersuchen, er will diese letzte, stärkste Szene um eine Farbtönung bereichern . . .

Auf dem Weg hinaus, auf dem Weg, der sie für immer von dem alternden Manne trennt, soll sie, die Junge, Begehrte, noch einmal sich umwenden, zwei, drei Schritte auf den Verschmähten zugehen, so etwa, als könnten diese Schritte, eine leise Berührung der Hand, ein Wort die Verzeihung erzwingen. Aber vor seinem versteinten Gesicht weicht sie zurück, geht wieder zur Tür und nun hinaus, als wollte sie sagen: Das alles ist ja zwecklos! Der Alte bleibt. Wendet dem Zuschauer den Rücken, krampft die Hände um einen Tisch, seine Schultern schütteln sich vor verhaltenem Schluchzen. Vorhang!

So will es Wallfried. So wird geprobt. Proben, die sich bis zum Morgengrauen hinziehen, Kostümproben, die Generalprobe vor geladenem Publikum.

Ein großer Erfolg wird der Abend der Uraufführung. Wallfried, der Regisseur, Walter Palten, der gefeierte Gast, und die junge Luzie Litten, die ihren Ruhm hier begründet sieht, müssen noch vor dem eisernen Vorhang sich einer begeisterten Menschenmenge zeigen . . .

Vor dem Bühnenausgang warten die üblichen Scharen begeisterter Backfische jeglichen Geblüts und Alters auf ihren Stern, auf Palten. Das war vor Jahren so. So ist es noch heute. Die Litten wird von den männlichen Schwärmern und Verehrern bestürmt. Die Autos der beiden sind voll Blumen. So steigen sie ein. So fahren sie ab. Nach verschiedenen Richtungen . . .

Was wissen denn die Leute von dem Geheimnis, das den großen Schauspieler mit der jungen Kollegin verbindet, was wissen denn die von dem Geheimnis ihrer Liebe? Niemand ahnt, daß beide Autos das gleiche Ziel haben. Und was durch die Spalten des Direktionszimmers gesickert ist, als vor etwa einem Jahre der herzlich unbekannten Luzie Litten ein Vertrag angeboten wurde, was dem Klatsch der Kollegenschaft von Berlin bis Darmstadt, von Königsberg bis Salzburg neue Nahrung gibt, beruht auf Wahrheit: Ja, die Litten ist ein Schützling des großen Palten. Aber, und das weiß nur der Direktor, sie ist auch seine Frau.

Vor etwas mehr als einem Jahre haben sie geheiratet. Versteckt und heimlich, abseits vom Trubel der großen Welt. Und jetzt ist ihr langgehegter Wunsch erfüllt. Sie spielen zusammen, sie spielt neben ihm eine Hauptrolle, in einem der ersten Theater des Landes.

Noch umgibt ihn der Nimbus des großen, alternden Frauenbestrickers, noch läßt er sich lächelnd anschwärmen, noch bewerben sich alle um die Gunst der schönen Litten. Ach, sie wissen nicht, sie wissen nicht . . . Nein, sie sollen auch nicht wissen! Man spielt ihnen Theater vor, auf der Bühne, so im Leben, das der Allgemeinheit gehört. Und nur in den wenigen Stunden, die sie der lüstern züngelnden, röntgenäugigen Meute abzulisten verstehen, leben sie ihr Leben, ihr eigenes Leben und ihre Liebe . . .

Der Rausch der Uraufführung ist schon verflogen. Das Stück erweist sich nicht nur als künstlerischer, sondern auch als Kassenerfolg dank der Anziehungskraft der Namen Wallfried und Palten und des Anekdotenschleiers, der sich wie um jede junge Bühnengröße, auch um Luzie Litten verdichtet. Man feiert Jubiläen. Das Jubiläum der fünfundzwanzigsten, das der fünfzigsten Aufführung . . . Und an jedem Abend wird am Schluß des letzten Aktes von den beiden heimlichen Eheleuten die Abschiedsszene so echt und tief gespielt, daß die Zuschauer nach Fallen des Vorhangs schweigen und erst nach Minuten in tosenden Beifall ausbrechen.

Aber je länger die Erfolgsserie dieses Stücks anhält, um so seltener werden die heimlichen Stunden voll Glück, die sich die zwei gönnen. Ja, es ist ganz klar: Der große Schauspieler hat den Reiz der Heimlichkeit nun bis zur Neige gekostet, er haßt die Unbequemlichkeit vielleicht des heimlichen Sichfindens. Und Luzie fühlt das. Sie aber will diesen Mann nicht verlieren. Nein, sie will ihn behalten, und so ist sie bereit, für diese Liebe zu kämpfen. Alle ihre Gedanken richten sich auf die weiblichen Schliche, mit denen sie ihn zu fesseln sucht, der ihr immer mehr entgleitet. Sie weiß ja nicht, daß es für Palten eine schwerere Entscheidung gilt als zwischen ihr und dem Heer seiner Anbeterinnen, weiß nicht, daß er, der in ihrem Spiel des stummen Abschieds nur noch leere Routine sieht, nicht täglich neues Erleben der Rolle, wählen muß zwischen seiner Kunst und ihr, die er gleichwohl liebt, die aber seiner Kunst Schranken setzt, die er nie gekannt. Hätte er früher etwa zum soundsovielten Mal dieselbe Rolle gespielt, nur um einer Frau willen?

Und wieder — zum wievielten Male? — neigt sich das Stück seinem Ende zu. Und wieder — wie oft noch? — naht die stumme Abschiedsszene.

Palten weiß: Es ist tatsächlich ein Abschied. Von der Rolle, von der Partnerin, von der Geliebten, von der Frau. Morgen läuft sein Gastspielvertrag ab. Er wird ihn nicht erneuern. Sein Weg führt ins Ausland. Luzie bleibt. Es wird gut so sein, sehr gut sogar. Sie ist auch so jung. Und er? Nun, in dieser Abschiedsszene, in der er den Verschmähten spielt, fühlt er sich wirklich alt. Könnte das nicht das Leben sein? denkt es in ihm. Ja, wenn er nicht der sagenumwobene Walter Palten wäre!

Luzie ahnt das Kommende. Er wird sie verlassen. So wie er hunderte andere verlassen hat. Aber sie ist seine Ehefrau. Und diese Heirat war keine Laune von dem Mann, der jetzt mit versteintem Gesicht auf der Bühne steht und ihr nachstarrt. Jetzt kommt der vom Meisterregisseur Wallfried so fein ersonnene Augenblick, da sie umkehrt, zwei Schritte nur, um dann resigniert wieder weiterzugehen. Jetzt kommt dieser wirksame Bühneneffekt!

Da bricht es jäh und unvermittelt über sie herein.

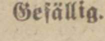
Da würgt der Schmerz des Abschieds auf einmal allzu heftig. Es hält sie nicht länger.

Und sie stürzt zu dem Fassungslosen, hier auf offener Bühne, und birgt ihr tränennasses Gesicht bei ihm, an seiner Brust.

Es ist ein Abschied. Aber kein Abschied zum soundsovielten Mal, sondern **der** Abschied! Für immer!



Lustige Ecke



Gefällig.



„Ich hatte bei Ihnen ein Mittel gegen meine rote Nase gekauft, und jetzt ist sie blau geworden."

„Ja, was für eine Farbe hätten Sie denn gern gehabt?"

*

* **Tennis.** Ein Zuschauer ruft dauernd kritische Bemerkungen zu den Spielern hinüber. Da wird es dem einen zu bunt; er geht zu dem Mann und fragt ihn:

„Wer spielt hier nun eigentlich Tennis, Sie oder ich?"

Mit ungeheurer Ruhe erwidert der Mann:

„Wenn ick mir Ihre Spielart so recht überlege, dann muß ick sagen: Keiner!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.